

Die Schicksalsjahre meiner Urgroßeltern

Anna-Maria Münchenbach

Einleitung

Trotz der Zeit der starken Männer, die die Zeit des Nationalsozialismus zu sein schien, war dies auch die Zeit der Frauen, da die meisten Männer abwesend und dadurch handlungsunfähig waren. Und es war die Zeit der Verfolgung, die Zeit des Krieges, der Besatzung und des Wiederaufbaus und die Zeit danach.

In dieser Epoche bewiesen meine Uroma und meine Oma Mut. Die eine, weil sie ihren Mann liebte, und die andere, weil sie ihren Vater liebte. Neben dem Leid meines Uropas sind es aber auch die Willenskraft und das Engagement einer Martha Schanzenbach wert, einen Aufsatz über diese Frauen zu schreiben.

Ich habe mit meinem Vater oft über Geschichten dieser Art in der Geo-Bücher-Reihe gesprochen. Es waren Geschichten über den Blizzard von New York anfangs des 20. Jahrhunderts, oder die Geschichte aus einem Zeitungsbericht über die Schlacht bei Verdun im Ersten Weltkrieg, aber auch ein Bericht über den Feuersturm über Hamburg im Zweiten Weltkrieg. Diese Geschichten zeugen doch davon, wie schnell Geschichte in Vergessenheit geraten kann und wie wenig man dann über die Vergangenheit weiss. Mit diesem Aufsatz will ich einen kleinen Beitrag dazu leisten, dass ein Teil der Geschichte, ein Teil der Geschichte meiner Familie, nicht vergessen wird.

Sonntagsnachmittagsspaziergang

Soweit ich zurück denken kann, gehen wir, das sind meine Eltern, meine fünf Geschwister und ich, mehrmals im Jahr am Sonntag nach Gengenbach. Mein Vater oder meine Mutter parken unser Auto immer auf der Schneckenmatt und dann laufen wir im Park. Irgendwann toben meine Geschwister und ich uns dann auf dem naheliegenden Spielplatz aus. Danach besichtigen wir manchmal die sehenswerten alten Bauten, oder wir gehen einfach durch die Stadt, um ein Eis zu essen. Manchmal laufen wir zum „Bergle“ hinauf. Als meine jüngeren Geschwister noch nicht laufen konnten, gingen wir nicht die Abkürzung zum „Bergle“ hoch, sondern den Fahrweg. In der Siedlung unterhalb des „Bergles“ wurden die Straßen nach bekannten Persönlichkeiten benannt. Einen der Namen habe ich damals gut behalten können. Die Straße war nach Martha Schanzenbach benannt. Sie



Meine Familie mit der
Oma

war Politikerin und hat den Schwächeren oft geholfen. Ich konnte mir den Namen vielleicht deshalb merken, weil sie eine Frau war und mich die fürsorgliche Politikerin ansprach. Außerdem hat meine Oma die Frau Schanzenbach oftmals erwähnt.

Nachdem wir Kinder tobend das „Bergle“ wieder hinabgestiegen waren, fuhren wir zur Oma Schmid. Sie wartete meist schon fertig angezogen auf uns. Wir fuhren mit ihr zum Friedhof und besuchten das Grab meines Opas. Nach dem Besuch des Grabes fuhren wir wieder zur Oma. Dort sahen wir Kinder fern. Oma

und meine Eltern tranken Kaffee. Oft sprach unsere Oma von vergangenen Zeiten. Auch wenn in ihren Erzählungen immer eine gewisse Traurigkeit herausklang, so waren die Geschichten für uns ältere Kinder doch sehr interessant. Nach dem Besuch fuhr die Familie zeitig nach Hause. Zum einen mussten wir Kinder rechtzeitig ins Bett und zum anderen wurde es Oma mit der Zeit zu unruhig mit uns Kindern.

Meine Oma



Meine Oma wurde am 21.02.1926 in Hofweier in der Hauptstraße als jüngstes von vier Kindern geboren. Später hat ihr Vater Joseph Rudolf in der Berglestraße ein Haus mit Stall und Scheune gebaut. Das Haus steht noch. Nach dem Tod meiner Uroma hat es meine Oma geerbt und jetzt besitzt es meine Mutter. Nach der Schulzeit meiner Oma besuchte sie die ländliche Berufsschule für Mädchen. Sie arbeitete dann als Hausmädchen in einem Café und später in einem Pfarrhaus. Sie ging 1949 als Hilfsarbeiterin in die Firma Burda und war dort tätig bis 1961. In diesem Jahr heiratete sie meinen Opa Johannes Schmid. Mit ihm zog Oma meine Mutter und meinen Onkel groß. Meine Oma starb am 14.11.2007.

Meine ersten zwei Schuljahre bei der Oma

Während meiner Grundschulzeit gab es die verlässliche Grundschule noch nicht. Da Mama immer wieder stundenweise arbeitete, ging ich zu der Zeit in eine private Schule mit festen Schulzeiten. Oft war ich dann nach der Schule bei Oma. Sie half mir dann bei den Hausaufgaben und lernte mit mir für die Klassenarbeiten. Sie freute sich mit mir über vieles und wir hatten ein inniges Verhältnis zueinander. Sicherlich hängt es damit zusammen, dass ich ihr erstes Enkelkind war. Oft waren auch meine

Geschwister bei ihr. Dann war es ganz schön lebendig und Oma war froh, wenn Papa oder Mama uns wieder abholten. Oma konnte herrlich erzählen, natürlich auch Geschichten von meiner Mama und meinem Onkel. Zu den Geschichten zeigte uns Oma auch immer die passenden Bilder. Sie zeigte auch gerne Bilder von Opas Heimat, dem Schappachtal. Ab und zu fuhren wir mit Oma in dieses Tal und besuchten die Verwandten von Opa. In den letzten Jahren war der Grund des Besuches meist die eine oder andere Beerdigung. Zunehmend beschäftigte mich die Tatsache, dass Oma immer mit gemischten Gefühlen einige Kuverts mit Bildern auf die Seite legte. Diese Bilder durften wir erst kurz vor ihrem Wechsel nach Weihungszell anschauen.

Die Privatschule besuchte ich schon bald nicht mehr. Da es bald die verlässliche Grundschule gab, wechselte ich in die Grundschule nach Zell am Harmersbach. Dadurch verringerte sich der Fahrtaufwand und der Tagesablauf wurde für uns alle einfacher.

Ein Wochenende bei meiner Oma

Ich wurde älter und Oma auch. Sie wurde nicht nur älter, sondern auch schwächer. Dazu gesellte sich zunehmend ihre Abneigung gegen das Alleinsein. Darüber habe ich mir schon damals Gedanken gemacht. Vielleicht mag man im Alter nicht gerne allein sein, aber ich verspürte bei ihr auch eine tiefe Abneigung gegen Institutionen und Behörden. Deshalb musste mein Vater vieles regeln und die Briefe für sie vorschreiben. Da nun Oma nicht mehr so vital war, durfte ich mit elf Jahren am Wochenende zu der Oma „in die Ferien“. Das war nicht immer leicht für meine Eltern. Sie sorgten sich um mich und Oma. So nach und nach, je älter ich wurde, erzählte mir Oma auch Geschichten, die sie vorher so nie erzählt hatte. Ich hatte den Eindruck es tat ihr weh und doch war sie froh, darüber sprechen zu können. Sie erzählte mir manchmal von ihren Erlebnissen während des Krieges. Wie die Menschen aus ihrer Umgebung bei Angriffen der Kriegsgegner in einen unterirdischen Bunker flüchten mussten. Omas altes Haus hat bis heute eine Kellerdecke aus Beton. Das war damals so nicht üblich. Der Keller galt daher als sicher vor Bomben. Deshalb standen damals im Keller Bettgestelle aus Eisen. Bei Angriffen flüchtete die Familie in den Keller. Aber es flüchteten bei Gefahr auch die Leute auf der Straße hinunter, die keine Zeit mehr hatten, in den Schutzbunker zu flüchten.

Oma hatte ihren festen Tagesablauf. Diese Regelmäßigkeit half ihr trotz des Alters und den damit verbundenen Gebrechen, den Alltag zu meistern. Dazu war auch eine gewisse Voraussicht und Planung erforderlich. Das kannte ich so nicht. Zumal ich mir in

der heutigen Zeit über vieles gar keine Gedanken zu machen brauchte. Manchmal hielt ich dieses Verhalten für etwas daneben und doch zeigte es sich, dass Oma Recht hatte. Neben meinen



Oma und ich

Eltern ging auch ich meiner Oma zur Hand und half ihr. Dabei lernte ich einiges aus dem Haushalt, aus dem Garten oder beim Einkauf. Oma verstand von allem etwas. Auch mein Papa und meine Mama verstehen manches. Aber Omas Wissen war doch irgendwie anders. Sie wusste ganz andere Zusammenhänge und Wirkungen der Dinge zueinander, als wir dies heute kennen. So kannte sie im Garten die Wirkungen des Jahresablaufs, zum Beispiel wann genau man Zwiebeln pflanzen sollte. Sie kannte aber auch die Wirkungen der Pflanzen zueinander. Oma wusste, welche Pflan-

zen man zusammen pflanzen konnte oder musste. Sie wusste aber auch, bei welchen dies schädlich ist. Sie kannte auch die Auswirkungen der Pflanzen auf die Tiere und Menschen. Oma kannte auch andere Wirkungen. So erzählte sie, dass früher immer dort Häuser gebaut wurden, wo sich die Kühe niederlegten. Dagegen sollte dort kein Haus gebaut werden wo sich Katzen gerne aufhielten. Dies hat meiner Meinung nach nichts mit Aberglauben zu tun. Aber dafür gibt es eben keine „Beweise“ und unsere heutige Zeit hat für solche Beobachtungen und Rituale kein Gespür mehr. Irgendwie ist es schade um diesen Verlust. Oma hatte eine Zeitlang noch Katzen und Hühner. Manchmal erzählte sie auch von der „Liesel“, einer Kuh. Mit der Liesel hatte meine Oma nach der Ermordung ihres Vaters lange den Ackerboden gepflügt. Die Setzlinge für den Garten zog die Oma über die Winterszeit selber heran. Meine Oma lebte überwiegend von den Erzeugnissen aus ihrem Garten. Sie konnte auch gut kochen und lernte mir vieles. So kochte sie zum Beispiel bei Durchfall eine gebrannte Mehlsuppe. Und das half sogar innerhalb kurzer Zeit den Durchfall zu stoppen. Manchmal war ich auch „bockig“ und wollte nicht immer so, wie sie es gerne gehabt hätte. Oma konnte dann sehr bestimmend sein. Aber wir waren nicht lange böse miteinander. Abends sahen wir fern oder redeten miteinander.

Oma achtete immer sehr auf ihre Gesundheit und betete viel. Sie zündete dabei eine Kerze an. Das kannte ich nicht. Meine Eltern hatten wohl bei der großen Kinderzahl gegenüber einer brennenden Kerze ziemlich viele Bedenken. Das mit der Kerze und den Gebetsritualen war schon eine andere Welt. Es war befremdend und doch strahlte es Geborgenheit aus. Es war deshalb befremdend, weil in dieser kurzen Zeit kein Strom wirkte, kein

Fernseher lief und kein elektrisches Licht brannte. Die Kerze erhellte den Raum auf eigenartige Weise. Die Kerze warf auch Schatten auf die Gegenstände im Raum. Bei Luftzügen konnten sie sich gespenstisch „bewegen“. Das Spiel der Kerze wurde durch die Gebetsformeln meiner Oma ergänzt. Ähnliches kannte ich nur aus dem Fernsehen von irgendwelchen Schamanen aus fremden Völkern.

So nach und nach erzählte Oma weiteres von ihren Geschwistern von der Uroma und vom Uropa. Vom Uropa hatte sie lange wenig erzählt, doch durch die Geschichten über ihren Bruder Josef, der Oberlehrer war, kam sie auch auf ihren Vater zu sprechen. Das Sprechen über ihren Vater belastete sie anfangs schwer. Es schien für sie ein Trauma zu sein. Es ist schwierig, alles Gesagte und alles Erfahrene zu schildern. Deshalb werde ich mich auf das Wesentliche beschränken. Meine Oma war eigentlich eine mutige und tapfere Frau.

Die Uroma Karolina Rudolf

Meine Uroma hieß Karolina Rudolf und war eine geborene Dörfer, Witwe des Josef Rudolf, der Zugführer aus Hofweier war. Sie wohnte bis zu ihrem Ableben in der Berglestraße. Der Eheschluss der beiden erfolgte am 2. Oktober 1920 in Hofweier. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder hervor, nämlich die Söhne Josef und Alfons und die Töchter Mathilde sowie Imelda, meine Oma, die am 21.02.1926 geboren wurde.

Für meine Uroma waren die letzten Kriegsjahre sehr hart. Härter als für die übrigen Dorfbewohner, da sie sehr von den Nazis drangsaliert worden ist. Dennoch zeigte sie sich gegenüber anderen, denen es auch schlecht ging, hilfsbereit und erfuhr somit selbst immer wieder Hilfe. Es gab in den Jahren 1937 und 1938 einen Zwischenfall. Der Uropa wurde von den Nazis verhaftet. Jedoch beruhigte sich die Situation für meine Urgroßeltern und deren Familie bis in die letzten Kriegsmonate.

Auf meine Uroma Karolina kamen sehr viele Herausforderungen zu. Die Söhne waren schon lange im Krieg an der Front. Der Uropa war seit September 1944 in Haft und verstarb am 02.01.1945 in Flossenbürg. So mussten im Wesentlichen meine Oma und die Großtante zum Haupterwerb der Familie die Nebenerwerbslandwirtschaft betreiben. Nach dem Krieg kämpfte meine Uroma gegen das Unrecht an, das ihr und der Familie angetan worden war. Zwar konnte die Zeit nicht mehr zurückgedreht werden, aber ihr Mut gab ihr Recht.

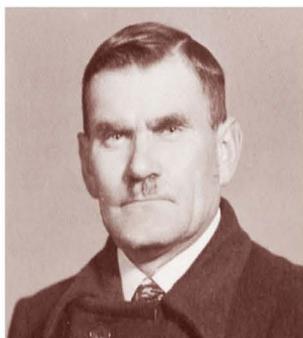
Auf Grund der Drangsalierungen durch die Nazis und später durch die Ignoranz der Behörden in der Nachkriegszeit war meine Uroma zunehmend ausgezehrt. Dies kann man anhand der ein-



zelen Passbilder, die im Verlaufe der Jahre entstanden sind, nachvollziehen. Deshalb verfasste sie 1954 ihr erstes Testament. Dieses wurde im Nachhinein nur verändert, weil einige Kinder vorweg Zuwendungen erhielten. Die Uroma war in allem eine korrekte und sehr gerechte Frau.

Ende der fünfziger Jahre wurde die Uroma Karolina zunehmend kränklicher. Sie hatte Krebs. Da meine Großtante und die Großonkels verheiratet waren, wurde sie von meiner berufstätigen Oma gepflegt. Der Pflegeaufwand wurde auf Grund der fortschreitenden Krankheit zunehmend umfangreicher. Meine Oma pflegte die Uroma aufopferungsvoll. Sie nahm wegen der Pflege meiner Uroma oft unbezahlten Urlaub. Die Großtante Mathilde entschuldigte sich später einmal, dass sie sich wegen ihrer Kinder bei der Pflege nicht so einbringen konnte, wie es meine Oma getan hatte. Uroma Karolina verstarb am 18.02.1960 im Krankenhaus.

Der Uropa Josef Rudolf



Mein Uropa Josef Rudolf wurde am 16.06.1895 in Hofweier geboren. Nach dem Besuch der dortigen Schule durchlief er wie viele junge Leute aus seiner Gegend eine Ausbildung als Schaffner bei der Reichsbahn. Er war sehr religiös, was sich auch in seiner politischen Haltung niederschlug. Er brachte es vom Reichsbahnschaffner zum Zugführer.

Auf Grund seines Glaubens und der damit verbundenen ablehnenden Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus wurde er verfolgt und verstarb am 02.01.1945 in Flossenbürg (vgl. Anlage 8).

<p>Bad. Amtsgericht III</p> <p>Urk.Reg. I 57 / 1946 Hofweier.</p>	<p>Offenburg, den 18. Juni 1947.</p> <p>Feststellung des Todes und des Zeitpunktes des Todes des Lagerarbeiters Josef Rudolf in Hofweier.</p>
<p>1. Gemäß §§ 39 ff. Verschollenheitsgesetz wird festgestellt: Der am 16. Juni 1895 in Hofweier geborene, zuletzt in Hofweier wohnhaft gewesene Lagerarbeiter Josef Rudolf ist am 2. Januar 1945 im Konzentrations - Lager Flossenbürg gestorben.</p>	
<p>2. Die Kosten des Verfahrens einschließlich der notwendigen außergerichtlichen Kosten der Antragstellerin fallen dem Nachlaß zur Last.</p>	
<p>Frau Caroline Rudolf, geb. Dörfer, <u>Hofweier.</u></p>	<p>gez. Krakert Ausgefertigt Der Urkundsbeamte der Geschäftsstelle <i>Krakert</i></p>



Das Schicksal meiner Urgroßeltern und meiner Oma

Mein Uropa war tüchtig, fleißig und ehrgeizig und hatte seine religiöse Weltanschauung. Er lebte sein Leben und seine Lebensauffassung. Aber die Zeit von 1933 bis 1945 war nicht die Zeit, in der man sein Leben leben durfte. Es war die Zeit des Nationalsozialismus und der Nazis, eine Zeit, in der einige wenige die Macht hatten, über das Leben vieler zu bestimmen..

So erging es auch meinem Urgroßvater. Dadurch, dass er seine religiöse Weltanschauung hatte und versuchte, sein Leben nach dieser Moral zu leben, stand er zwangsläufig im Widerspruch zur damaligen Zeit. Es war eine Zeit der Intoleranz und der Verfolgung. So war man entweder Deutscher und arisch oder man war es nicht. Entweder war man ein Nazi oder man war es nicht. Und wer nicht dafür zu sein schien, war zwangsläufig dagegen. Die Tücke der damaligen Epoche bestand auch darin, dass es nun nach den schlechten Zeiten, dem Börsenkrach, der Arbeitslosigkeit sowie den politischen Wirren, endlich wieder aufwärts zu gehen schien. Endlich gab es wieder Arbeit, Essen und einen gewissen Wohlstand. Nur – das alles sprach, so meine Oma, den Uropa nicht an. Er durchschaute als einer der wenigen das Spiel der damaligen Politik. Er ahnte vielleicht, welche Folgen diese Politik haben würde. Daraus machte er in mutiger Weise keinen Hehl. In dem Zug, in dem er als Zugführer tätig war, fand man Flugblätter gegen die Politik Hitlers. Da er dies seinen Vorgesetz-

ten nicht gemeldet hatte, wurde ihm der Vorfall angelastet. Dies führte dazu, dass er am 29.11.1937 zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Außerdem wurde er aus dem Bahndienst entlassen. Jedoch gelang es ihm, sich ein Stück weit zu rehabilitieren. Die Strafe wurde ihm erlassen, jedoch hatte er von nun an einen „Makel“. Der Uropa musste nun, nach der Erzählung meines Großonkels, wie ein Kriegsgefangener da und dort Hilfsarbeiten verrichten. Folglich verhielt sich mein Urgroßvater sehr ruhig und ging Konflikten mit den Nazis aus dem Weg. Er hatte das Glück, nicht zum Kriegsdienst eingezogen zu werden. Dadurch war die Versorgung der Familie etwas günstiger als bei manch anderen Dorfbewohnern. Dies führte bei dem einen oder anderen aus dem Dorf zu Neid und Missgunst. Diese Situation und der Zusammenbruch der deutschen Fronten erregten zunehmend die Aufmerksamkeit der herrschenden Nazis im Ort.

Eines Sonntags im Herbst 1944, wurde er von dem Gauleiter und seinen Helfern nach dem Gottesdienst abgefangen. Er wurde provozierend mit „Heil Hitler“ begrüßt. Mein Uropa ahnte Böses und grüßte dennoch unbekümmert mit „Grüß Gott“ zurück. Am nächsten Morgen kam die Gestapo, also die Geheime Staatspolizei. Die Gestapo-Leute drangen in den Hof ein und zogen den Uropa, der gerade beim Abladen der Ernte in der Scheune war, vom Wagen. Sie schlugen ihn und nahmen ihn mit. Der Uropa wurde nach Offenburg in das Gefängnis gebracht. Tags darauf durfte er noch zu Hause etwas Wäsche und Waschzeug holen. Dadurch wussten meine Uroma und die Familie, wohin er verschleppt worden war. In Offenburg blieb er mehrere Tage. Für meine Uroma und deren Kinder sowie für die Verwandten war das eine große Aufregung. Was sollte man tun? Um etwas zu unternehmen brauchte man Mut.

Diesen Mut brachte meine Oma auf. Sie überwand die lähmende Angst und fuhr tags darauf kurzentschlossen mit dem Fahrrad zu ihm ins Gefängnis. Tatsächlich durfte sie unter Aufsicht mit ihrem Vater sprechen. Er war froh. Beim Gespräch, so meine Oma, musste man sehr vorsichtig sein und genau überlegen was man sagte. Denn es durfte nur unter Aufsicht miteinander gesprochen werden. Es war also ein Aufpasser dabei. Diesen galt es so unbemerkt wie möglich zu beobachten. Bei dessen Unaufmerksamkeit konnte man doch die eine oder andere Information austauschen. Das Gespräch wurde immer nach 10 bis 15 Minuten abgebrochen. Länger durfte man nicht reden. Mein Uropa brauchte immer wieder Wäsche und Waschzeug. Das überbrachte meine Oma, wenn sie ihn mit dem Fahrrad besuchte. Sie besuchte ihren Vater, so oft es ihr die Zeit zuließ. An diesen Ablauf hatte man sich gewöhnt. Dann jedoch wurde mein Uropa überraschenderweise im Oktober 1944 nach Kenzingen in die

Metzgerstraße 70 verlegt. Allein der Straßename klingt schon wie ein böses Omen. Meine Oma hing an ihrem Vater. Und so fuhr sie nach dem Bekanntwerden des neuen Haftortes mit dem Fahrrad nach Kenzingen. Wegen der Entfernung und der damaligen Verhältnisse war dies natürlich aufwendiger, schwieriger und auf Grund des nahenden Kriegsendes auch sehr gefährlich. Die Front rückte immer näher. Deshalb musste vieles auch über den Postweg erledigt werden.

So sind mir drei Postkarten von meinem Uropa aus dieser Zeit erhalten geblieben (vgl. Anlage 4–6). Auffallend ist, dass er die Sätze sehr kurz, sozusagen „atemlos“ gefasst hat. Grundsätzlich bedankt sich mein Urgroßvater immer wieder für die Zuneigung seiner Familie. Scheinbar war ihm dies ein großer Trost. Danach ermahnt er „seine Lieben“ die täglichen Pflichten nicht zu vergessen. Ich denke, das zeugt davon, dass mein Urgroßvater in Gedanken sehr bei seiner Familie war und mit ihr den üblichen Tagesablauf „durchging“. Vielleicht hatte ihn dieses Verhalten vor der Verzweiflung bewahrt und ihm in der trostlosen Zelle eine Perspektive gegeben.

So ermahnt der Urgroßvater mit der Karte vom 08.10.1944 seine Frau, die Felder so gut es geht abzuernten und den anderen, die mehr zu leiden haben, einen Teil von den Früchten zu geben. Weiterhin erinnerte er daran, die Felder zu bestellen und teilte mit, wo sich der Samen dazu befindet. Es schmerzt ihn, weil seine Söhne nach dem Heimaturlaub wieder zur Front mussten.

Mein Urgroßvater schien arglos und beliebt gewesen zu sein. Arglos, weil er hoffte bald entlassen zu werden. Beliebt deshalb, weil ein anonymes Schreiben trotz des Risikos entdeckt zu werden, mit Schreiben vom 24.10.1944 meine Uroma unerwartet darüber informierte, dass mein Uropa von Kenzingen wieder nach Offenburg verlegt worden war. Der unbekannte Schreiber hatte den Brief mit Bleistift und in hastiger Weise geschrieben (vgl. Anlage 7). Scheinbar wurde der Brief heimlich und unter großer Gefahr verfasst. Von behördlicher Seite wurde die Familie nicht informiert. Das war kein gutes Zeichen. Mein Uropa wurde dann von Offenburg nach „unbekannt“ verlegt. In diesem Zusammenhang benachrichtigte die Gefängnisverwaltung die Uroma darüber, dass sein Rasierzeug und die Wäsche abgeholt werden konnte. Die Uroma und ihre beiden Töchter, traf dies wie ein Schlag. Meine Uroma soll nach dem Erhalt der Nachricht gesagt haben, wenn er das Rasierzeug nicht mehr braucht, werden wir ihn nicht mehr wiedersehen.

Im Nachhinein erfuhr meine Uroma von der Verlegung meines Uropas aus dem Gefängnis in Offenburg in das Konzentrationslager Flossenbürg. Der Uropa war dann auch nicht mehr der Zugführer, sondern auf Grund seiner damaligen Verurteilung nur



*Meine Uroma mit ihren
Töchtern*

noch Lagerarbeiter. Dort verstarb er am 2. Januar 1945. Diese Nachricht wurde meiner Uroma von der Gendarmerie aus Niederschopfheim mündlich überbracht. Wie später Bekannte von der Oma berichteten, tat sich der Gendarm mit der Überbringung der Nachricht sehr schwer und litt im Nachhinein lange darunter. Aber entschuldigt hatte er sich nicht. Als Todesursache wurde typischerweise Herzschwäche genannt (vgl. Anlage 8 „Nachricht vom 06. Januar 1945“ und Anlage 10). Mein Großonkel Josef meinte, er wäre zu Tode geschunden worden, da sein Vater immer stattlich und gesund war.

Im Nachhinein gesehen beginnt jetzt die eigentliche Leidensgeschichte, von der meine Uroma, meine Oma sowie meine Großtante Mathilde sich nie mehr richtig erholten. Irgendwie gelang es der Familie innerhalb dieser letzten Kriegstage, den Söhnen an der Front die Nachricht vom Tode des Vaters zu übermitteln. Daraufhin desertierten beide und tauchten unter.

Auch diese Zeit ging vorüber. Die französische Besatzungsmacht kam und meine Uroma und die Töchter wurden gleich als Opfer der Nazis anerkannt. Meine Uroma erhielt einen Ausweis mit dem Vermerk „Ausweis für die Opfer des Nationalsozialismus“ (vgl. Anlage 9 „Ausweis für die Opfer“). Das erleichterte das alltägliche Leben um einiges. Zum Beispiel blieb der Uroma auch ein gewisses Misstrauen erspart, welches die französische Besatzungsmacht gegenüber den Deutschen hegte. Nachdem die zivile Gewalt an die Behörden der neuen Bundesrepublik Deutschland übergegangen war, wurde es für die Familie meiner Uroma wieder schwieriger.

So wurde meine Uroma nun nicht mehr als ein Opfer der Nazis anerkannt. Das Finanzamt verlangte eine sehr hohe Erbschaftssteuer für das bescheidene Erbe meines Urgroßvaters. Offensichtlich lebten einige Nazis in den Behörden wieder auf. Mit

Schreiben vom 6. April 1948 widersprach die Uroma dem Bescheid des Finanzamtes. Es folgte ein langer Schriftwechsel.

Weiterhin wurde ihr vom Badischen Ministerium der Finanzen in Freiburg sowohl die Witwenrente als auch die Gewährung einer Entschädigung für die Haft des verstorbenen Ehemannes sowie ein Ersatz für die sonstigen Schäden, was gesetzlich möglich war, bis in das Jahr 1952 verwehrt (vgl. Anlage 11 „Schreiben Az: II-17-391-50“). Allerdings hat der Oberstaatsanwalt aus Mannheim mit Schreiben vom 28. April 1950 das Urteil über meinen Uropa aus dem Jahre 1938 zurückgenommen (vgl. Anlage 12). Er wurde insofern rehabilitiert. Trotzdem mussten meine Uroma und vor allem meine Oma, da sie überwiegend die Behördengänge erledigte, durch die zähen Mühlen der Behörden gehen. Die Beamten verwehrten so gut wie alles und die Familie darbte (vgl. Anlage 13). Die Uroma lebte von einer kleinen Eisenbahnerrente und vom Einkommen meiner Oma und der Großtante. Von den Erträgen aus der kleinen Landwirtschaft ernährten sie sich. Die Söhne galten lange als verschollen. Es war Not wie überall in Deutschland. Es wurde etwas besser als das Apostolische Institut des schweizischen katholischen Volksvereins in Zürich von der Situation meiner Uroma Nachricht erhielt. Dort lebte ein naher Verwandter, der Jesuit war und ebenfalls vor seiner Flucht in die Schweiz auch von den Nazis verfolgt worden war. Die Hilfe war nur Trost.

So lebte die Familie meiner Uroma armselig und bescheiden. In Deutschland ging es mittlerweile bergauf. Es gab eine neue Währung, die DM, und es gab wieder Waren und Lebensmittel.

Die materielle Not meiner Uroma besserte sich erst, als eine Freundin ihr riet, sie solle sich an Martha Schanzenbach wenden. Die Freundin besorgte ihr die Adresse von Frau Schanzenbach. Und so schilderte meine Uroma der Politikerin ihre Situation.

Mit dem Schreiben vom 20.03.1954 des Deutschen Bundestages, Abgeordneter Martha Schanzenbach an Frau Karolina Rudolf, teilte Frau Schanzenbach knapp und formlos mit, dass das Landesamt für Wiedergutmachung ihr mitgeteilt habe, dass sie, nämlich die Uroma, mit einer Entschädigung wegen dem Wiedergutmachungsantrag rechnen könne (vgl. Anlage 14).

Damit hatte die materielle Not ein Ende, aber das Leid hatte an der Gesundheit der Uroma und an den beiden Töchtern gezehrt. Die Uroma wurde zunehmend kränker. Für die Pflege der Uroma erhielt meine Oma das Elternhaus. Die Uroma verstarb am 18.02.1960.



Der Verwandte Jesuitenpater

Durch das erfahrene Leid sind meine Großtante und meine Oma sehr eigen und zurückhaltend geworden. Während meine Oma sich früher mit den Behörden auseinandersetzte, musste dies nach dem Tod meines Opas mein Vater für sie erledigen. Auf Grund ihres Glaubens ist auch sie trotz der grundgesetzlich verbrieften Rechte immer wieder angegangen worden. Offensichtlich müssen Rechte immer wieder erstritten werden. Im letzten Lebensjahr zog sie es vor, in ein Altersheim zu ziehen, das ihren Vorstellungen entsprach. Das war für mich sehr schmerzhaft, aber wir hatten ihren Willen zu respektieren. In diesem Heim verstarb sie nach schwerer Krankheit. Durch die Einnahme der vielen Medikamente hatte sie eine Leberzirrhose bekommen. Meine Oma fehlt mir heute noch.

Die Heimatgemeinde meines Uropas

Die Gemeinde Hohberg hat auf das Drängen der Familie hin, vor allem des Großonkels Josef, meinen Uropa lediglich auf dem Denkmal der Kriegsoffer vermerkt. Trotz der verschiedenen Versuche meines Großonkels Josef, seinem Vater ein Denkmal oder Mahnmal zu setzen, hat sich an der Situation bis heute nichts geändert. Somit gibt es in Hohberg keine Opfer des Nationalsozialismus!

Marta Schanzenbach

Die Frau Abgeordnete Schanzenbach, wie man sie heute nennen darf, hat meiner Uroma ohne Wenn und Aber geholfen. Deshalb will ich auf eine Biographie von ihr nicht verzichten.

Martha Schanzenbach wurde am 7. Februar 1907 in Gengenbach als erstes Kind einer kinderreichen Familie geboren.

1919 wurde sie im Alter von 12 Jahren zur Schulrätin gewählt und ist 1923 mit 16 Jahren in die SPD eingetreten. Nach der Schulausbildung absolvierte sie von Kindheitserlebnissen geprägt eine Ausbildung als Fürsorgerin. Diese Arbeit konnte sie 1945 mit ihrer politischen Tätigkeit verbinden. Frau Schanzenbach half als Mitglied des Hauptausschusses der Arbeiterwohlfahrt und als Bezirksvorsitzende von Südbaden entscheidend beim Aufbau der Arbeiterwohlfahrt mit.

1949 wurde Frau Schanzenbach in den Deutschen Bundestag gewählt. Sie war Mitglied im Kriegsofferausschuss, im Ausschuss für Jugendfürsorge, im Ausschuss für öffentliche Fürsorge und im Sozialpolitischen Ausschuss. 1958 wurde sie als erste Frau Mitglied des SPD-Präsidiums und später Frauenbeauftragte des Parteivorstandes der SPD sowie Vorsitzende des Ausschusses für öffentliche Frauenfragen. Darüber hinaus war sie langjährige fami-

lienpolitische Sprecherin der SPD-Bundestagsfraktion. Frau Schanzenbach arbeitete über die Parteigrenze hinaus mit anderen Persönlichkeiten zusammen. Sie hat eine Tochter und verstarb am 3. Juni 1997 im Alter von 90 Jahren. Heute gibt es in Gengenbach eine Schule, die nach ihr benannt ist, und einen Freundeskreis, welcher an sie erinnert.

Schlussworte

Eigentlich fiel es mir sehr schwer, über dieses Thema einen Aufsatz zu schreiben. Aber vor folgendem Hintergrund, einmal der erworbenen Kenntnisse aus dem Geschichtsunterricht, zum anderen der Erzählungen meiner Oma sowie den zahlreich vorhandenen Dokumenten, wurde es für mich doch eine richtig spannende Auseinandersetzung mit diesem Thema. Außerdem fand ich den Mut und das Engagement der beteiligten Frauen in einer Zeit, als Frauen kaum Rechte hatten, sehr beeindruckend. Frau Schanzenbach wurde in den Anfängen des Deutschen Bundestags noch als „Abgeordneter“ bezeichnet. Heute gibt es auch die „Frau Abgeordnete“.

Wie auch immer der Aufsatz bewertet werden wird, bin ich froh, über dieses Thema geschrieben zu haben. Mein Großonkel wird auf Grund seines Alters seinem Vater nicht mehr ein Denkmal als Opfer des Nationalsozialismus setzen können. Dafür bleibt dieser Aufsatz bestehen und die Geschichte gerät so weniger schnell in Vergessenheit.

Anmerkungen

Die Informationen, welche ich für meine Arbeit verwendet habe, bezog ich aus folgenden Quellen:

Erzählungen und Berichte meiner verstorbenen Oma, meinen Eltern und von meinem Großonkel Josef. Ergänzen konnte ich mein Wissen mit Hilfe der alten Dokumente, Briefe und Bilder von meiner verstorbenen Oma. Diesem Aufsatz habe ich auch Bilder von mir und meinen Eltern beigelegt.

Zudem musste ich auf folgende Informationen aus dem Internet zugreifen:

<http://www.msg-gengenbach.de>

<http://www.gedenkstaette-flossenbuerg.de>

http://www.fes.de/archiv/Frauen_in_der_Geschichte/Biographien/Schanzenb-m.htn

(Friedrich-Ebert-Stiftung Archiv Suchen)

<http://www.beiabsaeger.de/resources/luftbild.jpj>

Meine Eltern, mein Großonkel Josef und meine Patentante haben mich bei der Bildsteinarbeit unterstützt.